

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet; sondern ihr habt einen Geist der Kindschaft empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!

Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, da wir ja mit ihm leiden, damit wir auch mit ihm zur Herrlichkeit erhoben werden. Amen (Röm 8)

Liebe Gemeinde, liebe Gäste,

da habe ich mich vielleicht verhoben. „Atemberaubend“ habe ich mir als Titel für den heutigen Sonntag gewählt, als wir im Frühjahr für die Reihe der Sommergottesdienste das Thema „frei.atmen“ gefunden hatten. Und nun saß ich da mit der Frage: "Wie komme ich jetzt zu einer atemberaubenden Predigt?"

Was raubt denn Ihnen den Atem? Oder muss ich fragen: wer raubt Ihnen den Atem? Bei mir jedenfalls waren das meist Menschen. Beispielsweise meine Frau, als ich sie kennengelernt habe. Mittlerweile kennen wir uns nun allerdings schon recht lange. Einer von uns ist auch immer wieder außer Atem, wenn wir in unserer Wohnung im dritten Stock angekommen sind, aber das ist ein anderes Thema.

Zum Atemberaubenden gehört ja nicht nur, dass etwas - oder halt jemand - spektakulär schön ist oder wahnsinnig bedeutsam, oder dass ein Moment ganz entscheidend ist. Es gehört auch dazu, dass, was oder wer uns da so intensiv begegnet, das völlig unerwartet tut. Dass ich nicht damit rechne, dass mich der Moment der Begegnung überrascht.

Als ich in meine Überlegungen an dieser Stelle angekommen war, habe ich mich von dem Plan verabschiedet, eine atemberaubende Predigt zu schreiben. Denn man kann von den Worten des Paulus vieles sagen: dass sie groß sind und bedeutsam, unglaublich dicht und ganz wichtig für seine Theologie. Aber eines kann man nicht ganz bestimmt nicht behaupten: dass sie nämlich furchtbar unerwartet wären. Mit der Idee von uns als Gottes Kindern ist man als geübte Gottesdienstbesucherin ja nicht so ganz unvertraut. Der Gedanke hat nur begrenzten Neuigkeitswert.

Ich möchte deswegen mit Ihnen gemeinsam heute eine anderen Spur nachdenken. Einer, von der ich glaube, dass sie zum einen nah ist an den Worten des Paulus und zum anderen auch nicht so ganz weit weg von dem Atemberaubenden in unserem Leben. Auf die Spur hat mich das letzte Konzert unseres diesjährigen Hofgezwitschers vor einigen Wochen gebracht. Da haben drüben im Leuthof zwei junge Musiker, ein Mann, eine Frau, gemeinsam gespielt. In jeder Sekunde war es dabei mit den Händen zu greifen, was für eine Freude die beiden am Singen und Musizieren haben, an ihrem Miteinander, das Zusammenklingen ihrer beiden Stimmen war unglaublich

intensiv, die Texte klug und zum Nachdenken anregend.

Ich hatte die beiden ja eingeladen und wusste, worauf ich mich freuen durfte. Deswegen würde ich nicht sagen, dass das für mich ein atemberaubendes Konzert war. Aber es war eines, das hat mich im Innersten berührt. Ich hatte Gänsehaut an den Armen und Momente, in denen ich Tränen in den Augen hatte, weil ich so ergriffen war. Weil es so schön war. Kennen Sie diese Momente?

Im Innersten ergriffen, im Innersten berührt sein, ich glaube das ist es, was passiert, wenn Gottes Geist mit unserem Geist spricht. Eine Formulierung aus dem Predigttext, die leicht unterzugehen droht, weil der Rest so gewaltig ist, an der ich aber beim Nachdenken hängen geblieben bin.

Wenn Gottes Geist mit unserem Geist spricht – ich glaube das ist, wenn wir uns in unserem Innersten angesprochen fühlen von etwas ganz Großem, Mächtigen. Von einer Stimme, die nicht die unsere ist, aber uns doch eins sein lässt mit uns selbst. Die uns spüren lässt: wir sind geliebt. Wir sind liebenswert. Wir sind es wert, dass wir uns selbst lieben. Oder, mit den Worten des Paulus: wenn wir uns angesprochen spüren von einer Stimme, die uns glauben lässt: ich bin ein Sohn, ich bin eine Tochter Gottes.

Alles, was Paulus in diesem 8. Kapitel seines Briefes an die Gemeinde in Rom schreibt, und in den Kapiteln davor und danach, das ist unglaublich dicht. Der Apostel eilt von einem theologischen Herzensanliegen zum nächsten. Da kommt man kaum hinterher. Deswegen möchte ich an dieser Stelle jetzt innehalten, verlangsamen, und der Möglichkeit Raum geben, dem nachzuspüren, was das heißt, Gottes Tochter zu sein. Sein Sohn.

Erstaunlicherweise scheint das erst einmal gar kein so uneingeschränkt schönes Gefühl zu sein. Wenigstens nicht für einen aufgeklärten protestantischen Christen. Das „Abba“, lieber Vater, das Jesus seine Jünger zu beten lehrt, das taucht hier bei Paulus wieder auf. Bereits zuvor in der jüdischen Tradition war der Gedanke der Gottes Kundschaft ein wichtiger und verbreiteter Gedanke.

Aber wenn Sie – nachher vielleicht - mal unser Gesangbuch zur Hand nehmen, und das Inhaltsverzeichnis aufschlagen, dann werden Sie sehen: da finden sich schon ein paar Vertonungen des Vaterunsers. Aber viel, viel mehr Lieder, die Gott oder Jesus als unseren Herrn ansprechen und den „Papa“ vermeiden.

Ich kann das erst einmal gut verstehen. Ich bin ein erwachsener Mensch mit einem einigermaßen wachen Verstand. Ich habe Erfahrungen in meinem Leben gemacht, die mir dabei helfen, Probleme zu erkennen und sie zu lösen. Das sehe ich auch als meine Aufgabe, und das sind die Erwartungen, die mir in meinem Beruf begegnen. Das passt schlecht zu der Rolle eines Kindes, das Gott im Himmel mit „Papa“ anspricht. Denn diese Anrede, die so viel Vertrauen ausdrückt, scheint auch Unselbstständigkeit auszudrücken und eine große Hilfsbedürftigkeit. Wer den Papa im eigenen Leben noch braucht, hat der oder die selbst Kontrolle über sein Leben? Oder müsste der – oder die – sich eingestehen, dass dem nicht so ist? Sich der Angst aus-

setzen, sich das einzugestehen?

Vielleicht geht es heute deswegen genau darum: dass wir uns lösen von dieser Illusion. Dass wir lernen, die Momente und die Stimmen in uns zulassen, die nicht wir selbst sind, in denen uns etwas, das nicht wir selbst sind, uns überwältigt, Dinge in uns auslöst, die wir nicht geplant haben.

Wir haben vorhin die Geschichte von Jakob und seinem Traum gehört. Der geöffnete Himmel, aus dem Gott zu ihm spricht. „Fürchte dich nicht. Ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst.“ Generationen von Konfirmanden und Konfirmandinnen haben diese Worte für sich gewählt. Es sind Worte, mit denen Jakob nicht rechnen konnte. Denn ganz unrühmlich hatte er von zu Hause fliehen müssen, weil er seinen Bruder übers Ohr gehauen hatte und Schlimmes fürchten musste. Nein, diesen Zusage hat er sich nicht erarbeitet, weder auf geraden noch auf ungeraden Wegen.

Noch häufiger in seinem Leben wird Jakob die Erfahrung machen, dass ihn seine eigene Schlaueit und sein eigenes Tun nicht dorthin führen, wo er gerne hinkommen würde. Man kann seine Geschichte lesen als die von einem, der lernen muss zu vertrauen. Darauf, dass andere es gut meinen mit ihm. Der Schwiegervater, der Bruder, der geheimnisvolle Kämpfer in der Nacht.

Vielleicht ist die Geschichte des Jakob auch unsere Geschichte. Wir müssen wieder lernen zu vertrauen. Uns berühren zu lassen. Uns verabschieden von dem lähmenden Vorstellung, unser eigenes Schicksal, gar die Geschehnisse der Welt lägen allein in unseren Händen.

Vielleicht ist es so, dass die Angst, die wir in uns tragen, immer in den Momenten überwunden ist, in denen „Gottes Geist zu unserem Geist“ spricht und uns hilft, uns als das wahrzunehmen, was wir doch sein dürften, wenn wir es wagten: Töchter und Söhne, die nicht unbedingt hilflos sein müssen, aber die ganz nahe, unbefangen beim Vater sein dürfen. Dort, wo sein Geist weht. Wenn wir es wagten, zu leben als solche, die vertrauten.

Woher den Mut dazu nehmen? Ich glaube, das ist eine falsche Frage. Wir haben vorhin den Paulus gehört: „Die der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“ Für mich bedeutet das: Kinder Gottes werden wir nicht, indem wir besonders mutig sind. Nicht wir machen uns zu Kindern. Gott ist es, der uns mit der Kraft seines Geistes verwandelt.

Kind Gottes sein – das meint zunächst einmal kein Tun, sondern ein zulassen. Mir kommen Worte aus einem alten Lied von Wolf Biermann in den Sinn. „Du lass dich nicht verhärten in dieser harten Zeit.“ Darum geht es, meine ich. Dass wir es weiter zulassen, berührt zu werden. Dass wir berührbar bleiben, es vielleicht mehr zulassen, dass wir berührt werden. Von den Momenten, die uns schier den Atem rauben, weil sie so schön sind. Von Augen anderer Menschen, die uns anblicken. Von Nöten, die uns begegnen.

Achtsam sein für die Stimme in uns, die so oft übertönt wird, die uns eins sein

lässt mit uns selbst. Die uns zuruft: du darfst Kind sein.

Auf dass wir leben als Kinder. Und ich meine: das meint nicht „unmündig leben“, sondern, ermutigt und gestärkt leben, befreit von der Last der Selbstüberforderung. Als solche, die in den weiten Raum hineingehen können, in den wir gestellt sind, ihn zu gestaltend. Nicht naiv, nicht blind, aber hoffnungsfroh und vertrauend auf eine Kraft, die uns zuteil wird, die über unsere eigene Kraft hinaus reicht.

Eine Kraft, die uns und dieser geschundenen und zerrissenen Welt zu bitter not tut.

Und dabei dürfen wir uns die Worte gesagt sein und uns von ihnen im Herzen berühren lassen, die schon den Jakob ermutigt haben für seine Wege: „Fürchte dich nicht. Ich bin mit dir und will dich begleiten, wo du hingehst.“

Amen